

## An den Rest gewöhnst du dich

### Alltagsleben in Berlin-Marzahn

Von Gislinde Schwarz

Natürlich wollte ich nie nach Marzahn ziehen. Schon die erste Fahrt hierher erschien mir wie ein Albtraum: breite Straßen, bedrängt von elfgeschossigen Wohnmauern. Kilometerlang das gleiche, glatte Bild: grauer Waschbeton mit Fensterhöhlen. Nichts, was den Blick fest hält. Der Autofahrer sucht krampfhaft nach Straßenschildern. Sogar ihre Namen ähneln sich wie ein Betonklotz dem anderen: Heinrich-Rau-Straße, Bruno-Leuschner-Straße, Otto-Buchwitz-Straße. Wer sich nicht auskennt, fährt im Kreis. Das eigentliche Labyrinth aber beginnt hinter diesem Burgwall: Ein Geflecht aus Nebenstraßen, parkenden Autos, genormten Spielflächen, Fünfetagenhäusern, verstreut wie Schuhkartons.

Bäume sieht man erst auf den zweiten Blick. Keine knorrigen Eichen, keine gewaltigen Platanen, keine lichten Birken. Vor allem Pappeln stehen hier; sie wachsen schnell und eine wie die andere. Irgendwie paradox: Der Kern dieses gigantischen Neubaugebietes ist ein Dorf. Es hat Marzahn nicht nur seinen Namen gegeben. Es schimmert zwischen den Elf- und Fünfgeschossern wie ein Kleinod. Kirche, Dorfstraße, Bauernhöfe, alte Straßenlaternen, blumenüberwachsene Zäune – man hat sich die Erhaltung der ländlichen Idylle inmitten des Steintals viel Geld kosten lassen.

Vielleicht liegt es an dem Dorf, an den Einfamilienhäusern und Gärten, die bleiben durften – die Luft ist in Marzahn besser als drinnen in der Stadt und der Himmel irgendwie weiter.

Wer hier lebt und nicht verrückt wird, kann nicht ganz normal sein. Das schrieb eine Hamburger Illustrierte über Leben in solchen Neubauten. Das Wohnen in diesen dumpfen Betonklötzen macht gemütskrank und asozial, so eine Frankfurter Tageszeitung. Die „Bronx von Berlin“ – nennt es das Fernsehen. Nun lebe auch ich hier. Eine von hundertsiebzigttausend. Und immer stehe ich vor der Frage: Soll ich bleiben – oder wieder weg ziehen? Es gibt Tage, da graut mir vor dem Blick aus dem

Fenster; Stunden, in denen ich mich wohl fühle, Momente, da empfinde ich Marzahn als schön. Und immer wieder sage ich mir: So schlimm ist es doch gar nicht.

Warum zogen die Leute hierher? Jene, die aus allen Ecken der DDR kamen – aus Mecklenburg, Sachsen und Thüringen, aus Dörfern und Städten - , lockten der besser bezahlte Job, die Einkaufsmöglichkeiten, die Chancen der Hauptstadt. Arbeit in Berlin – Wohnung in Marzahn.

## **Geschenk an die Werktätigen**

Und wer in einer dunklen, feuchten Hinterhofwohnung wohnte? In sterbenden Stadtteilen, ohne Aussicht, einfach mal die Dusche aufdrehen oder morgens in eine warme Küche kommen zu können? Wer aufs Klo eine halbe Treppe tiefer musste, Sommer wie Winter, Tag wie Nacht, die Stufen oft morsch und im Hausflur kein Licht? Für den war die Wohnung hier Erlösung. Dafür wurde Marzahn gebaut: eine neue Stadt, „so große und schön wie der Sozialismus selbst“. Seit 1976 entstanden hier 60.000 Wohnungen. Die Fertigstellung jedes Blocks war ein Fest – mit Reden, Fahnen und feierlicher Schlüsselübergabe. Dort, wo vor fünfzehn Jahren die Bauarbeiten begannen, ragt ein starrer Betonpfeiler aus grauen Betonplatten. Kaum einer weiß, was er zu bedeuten hat: Es ist das Denkmal für die erste Richtkrone. Hier war der Anfang von Marzahn, der Anfang eines Traumes: helle und warme Wohnungen, Spielflächen für Kinder, freie Räume für Familien. Einkaufszentren, Kulturstätten. Einheitsglück für jeden – und für jeden bezahlbar.

Diese Stadt auf 31 Quadratkilometern war ein „Geschenk an die Werktätigen“. Ein neues Lebensgefühl sollte entstehen und ein neues Miteinander. Aber es wurde abgesteckt vom Lebenshorizont sozialistischer Kleinbürger, die nun das Land regierten.

Aber trotzdem – hier konnte jeder meiner Söhne sein eigenes Zimmer beziehen. Genug Platz für Bücher, für Besuch, Raum, um sich aus dem Weg zu gehen. Die Wohnung gefiel mir sofort. An den Rest gewöhnst du dich, habe ich mir gedacht, du lebst dich ein.

Auf den ersten Spaziergängen am Abend träumten wir uns das neue Zuhause schön. Suchten nur die reizvollen Ecken, übersahen schlammige Wege, herum liegenden Bauschutt, schlampige Arbeit. Den Friedhof, nur wenige hundert Meter von unserem Haus entfernt, feierten wir als Entdeckung. Einen Gang durch das alte Dorf,

das nun von Neubauten eingekreist war, sparten wir uns lange auf. Sehnsüchtige Blicke hinüber zur Kirchturmspitze: Dort musste es einfach schön sein.

Der Besuch war ein Schock. Aufgerissene Straßen, skelettierte Häuser, verwüstete Gärten. Gestorben für ein gigantisches Umfeld. Dass es je wieder bewohnbar wäre – damals konnte ich mir das nicht vorstellen. Hielt mich also lieber an das Freizeitzentrum fest, das vor meiner Tür gebaut wurde. Hast doch immerhin noch Glück gehabt, dachte ich mir: Schwimmhalle, Sporträume, Bibliothek, Kino und sogar ein kleines Theater sollten hier entstehen. Soviel Kultur auf einen Fleck gab's sonst nirgendwo in Marzahn.

Hätte nicht diese Stadt eine Herausforderung sein müssen für Architekten? Sie war es auch: Ideen aus Glas, Stahl und farbigen Steinen. Plattenbauten mit Giebeln, Erkern, Dachgärten, mit Cafés davor und Geschäften darin. Spiegelnde Hochhäuser und daneben kleine, die sich aneinander schmiegen und nicht aneinander stoßen. Ein modernes Theater, Kulturzentren, Galerien, Plastiken. Und Parks mit umgepflanzten alten Bäumen, mit Wassern und Blumen. Vielfalt statt Einfalt. Aber vieles davon erreichte nicht einmal das Papier. Ökonomisch bauen lautete die Devise. Von den Ideen, die schließlich doch auf dem Reißbrett standen, starben die meisten noch vor der Zeit. Einheitsbauten waren billiger, ein paar Glanzpunkte dazwischen würden es auch tun.

In der Nähe der steinernen Richtkrone locken Akaziengrund und Springpfuhl und versprechen ein wenig Natur und Romantik. Der winzige See, ein paar Bäume, Bänke zum Ausspannen – wer sich nicht umdreht und die Elfgeschosser dahinter vergessen kann, fühlt sich vielleicht sogar wohl. So geht es mir immer wieder: Ich entdecke ein kleines Detail, eine schöne Wand, ein besonderes Haus. Freue mich daran – und weiß doch: Es wird von dieser Umgebung erschlagen.

Die Perlen wurden spärlich verstreut. Und sie wurden immer weniger und immer kleiner. Das letzte Wohngebiet dämmert fast nur noch in grauen Nebenstraßen. Das hatte seinen Grund: Je näher das magische Datum 1990 rückte, umso hastiger wurde gebaut, umso liederlicher wurde gearbeitet, umso dichter rückten die Wohnblöcke aneinander. Das Versprechen musste eingelöst werden, das die alte Führungsriege großmäulig gegen hatte – die Erfüllung des Wohnungsbauprogramms. Von Jahr zu Jahr jedoch wurde mehr davon dementiert. Aus „Jedem seine Wohnung“ wurde „Jedem eine Wohnung“. Aus schön, hell,

geräumig“ wurde „sicher, trocken, warm“. Die neuen Paläste sollten bloß nicht einstürzen, es durfte nicht durchregnen, sie mussten beheizbar sein. Der Traum von Marzahn erstarrte in grauem Beton.

Es ist schwer, in Marzahn auszubrechen. Früh quillt ein Menschenstrom zu den Bahnstationen, wälzt sich eine Autolawine in Richtung Stadtzentrum. Abends das gleiche – in umgekehrter Richtung. Der Alltag hat einen unerbittlichen Rhythmus: aufstehen, die Kinder wecken, Frühstück machen, die Kleinen in der „Einrichtung“ abgeben. Am Abend, auf dem Weg nach Hause, schnell ein paar Einkäufe, Kinder abholen, vielleicht noch ein wenig mit ihnen spielen, ein Gespräch über die Schule nach dem Abendbrot. Dann haben die Allermeisten nur noch Kraft für den Fernseher. Kaum einer kommt noch einmal heraus aus den eigenen vier Wänden, fährt büber eine Stunde dorthin, wo vielleicht was los ist.

Der private Alltag spielt sich hinter Türen in Einheitswohnungen ab. Die Bauten – fast alle mit dem klangvollen Namen „WBS 70“ – sind genormt. In der Regel reicht es, Stockwerkzahl des Hauses und Zimmerzahl der Wohnung zu nennen – und der andere weiß Bescheid. Das Bad hat keine Fenster, die Küche ist ins Wohnzimmer integriert, es gibt einen Hobbyraum oder nur eine kleine Abstellnische auf dem Flur. Die genormten Räume bieten kaum Einrichtungsvarianten. Die Pläne haben den Platz für die Schrankwand, den Fernseher, die Couchgarnitur bereits vorgegeben. Eine Alpenlandschaft auf der Balkonwand, ein selbst geschnitztes Türschild „Haxen abkratzen“, ein Schwibbogen im Fenster – kleine Versuche, „Ich“ zu sagen. Immer wieder habe ich versucht, hier anzukommen. Und wollte immer wieder wegziehen. Es geht mir wie tausenden Marzahnern. Wie die meisten stamme auch ich nicht aus Berlin und liege mit 38 Jahren im Altersdurchschnitt der Erwachsenen. Ich habe zwei Kinder, auch das ist typisch. Bin inzwischen geschieden wie so viele hier. Marzahn hält in Deutschland die Scheidungsspitze. Zurück bleiben in der Regel alleinstehende Mütter mit Kindern.

Warum lebe ich noch immer hier? Bin ich verrückt oder nur unbeweglich? Immer wieder habe ich das Für und Wider gegeneinander abgewogen. Der Wohnungstausch ins Zentrum der Stadt hätte mich unter DDR-Verhältnissen zu viel Kraft gekostet. Den voraussehbaren Verzicht aufs Telefon konnte ich mir nicht leisten. Nun kann ich einen Umzug nach den neuen Preisen kaum bezahlen. Und der Berliner Wohnungsmarkt wird mir kaum etwas Vergleichbares bieten. Oder sind das

nur Ausreden? Will ich hier vielleicht gar nicht weg? Meine Söhne haben die Frage sehr klar beantwortet: Marzahn ist unser Zuhause. Sie haben sehr schnell geschafft, was mir nie wirklich gelungen ist. Sie haben hier Wurzeln geschlagen. Das Baustellenchaos wurde von ihnen mit Begeisterung in Besitz genommen, genau wie die un bebauten Flächen, auf denen die Natur verkrautet vor sich hin wuchert und auf denen meine Jungs mit ihren Freunden Höhlen bauen – und Kriege austragen. Nirgendwo in Berlin gibt es so viele Kinder.

Ich gehe durch Marzahn. Die Marktwirtschaft hat unsere HO-Kaufhallen zu „Kaisers“ werden lassen. Sie hat Imbissbuden und Videotheken an jede Ecke gespritzt. Sie hat die Klubgaststätten, die immer ein wenig wie Bahnhofshallen aussahen, noch mehr veröden lassen und schließlich geschlossen. Sie hat das Arbeitsamt zum meist besuchten Haus des Stadtbezirkes gemacht, mit endlosen Autoschlangen davor: Trabant und BMW Stoßstange an Stoßstange.

An monotonen Hauswänden hängen jetzt grelle Werbeplakate und Graffiti schreien: Ausländer raus! Faschos raus! Scheißstaat!

### **Nester in der Wüste**

Das Freizeitzentrum vor meiner Tür, dessen Fertigstellung von Jahr zu Jahr verschoben wurde – nun kann ich mich hier morgens im Schwimmbecken treiben lassen. Mein Großer übt sich in asiatischem Kampfsport und aus der Bibliothek holen wir uns neue Grafiken für unsere weißen Wände. Theater, Kino? Vielleicht später. Irgendwann oder nie.

Im Dorf stehen Eimer mit Blumen und Körbe mit Obst vor den Höfen. Das, was früher – gegen großzügiges Entgelt – an staatliche Aufkaufstellen geliefert wurde, muss nun privat den Familien zugutekommen. Ich wähle mir die schönsten Blüten aus und freue mich, die Wohnung so billig schmücken zu können. Bleibt es auch im nächsten Jahr so? Der 50Jährige im blauen Schlosseranzug winkt müde ab: „Wir setzen zu, sonst kauft da niemand. Das geht alles den Bach runter.“ Und was machen Sie dann? Er hebt hilflos die Hände. „Die Füße in den Sand stecken. Unsere beste Zeit ist vorbei.“

Zwischen den Neubaukartons wird es grüner. Winzige Bäume und Sträucher versuchen, ihre Wurzeln in den harten Boden zu treiben. Tausende ABM-Kräfte sind für Marzahn am Werk. Mit ihrer Hilfe wird auch die Monotonie der Spielplätze

durchbrochen. Den verrücktesten entdecken natürlich meine Kinder. Auf 10.000 Quadratmetern freiem Land – in welcher Stadt gibt es so etwas schon – können sie Buden bauen. Aus alten Brettern, Dachpappe und weggeworfenen Möbeln. Eine Feuerstelle in der Mitte und sogar Ziegen, die sich hierher verlaufen haben. Schon lehnt sich Hütte an Hütte, Piratennestern gleich. Etwas windschief manche, aber stabil – und alle mit einem Vorhängeschloss. Die Kinder machen es wie die Großen: Sie bauen und riegeln sich ein. Die Halbwüchsigen dagegen hocken auf kaputten Bänken vor den Jugendklubs, auf Tischtennisplatten aus Beton, auf rostigen Klettergerüsten. Die Cliques scheinen immer größer zu werden. Einige wirken verlassen, andere abweisend, manche bedrohlich. Junge Vögel, die aus dem Nest gestoßen wurden. Was ist für sie anders geworden – nun mit der Wende, mit dem neuen Leben? Sie weisen mich nicht ab, die meisten wollen reden. Ihre Antworten aber machen mir Angst. „Ick will sein wie een Wessi! Hart und brutal“, sagt ein zierliches 14jähriges Mädchen mit schwarzer Lederjacke und viel greller Schminke im Gesicht. Sie gehört zu denen, die zutreten.

Sie haben Eltern, die mit sich beschäftigt sind und mit den Veränderungen ringsum, mit der Angst vor Arbeitslosigkeit oder bereits mit der Verzweiflung, nun Tag für Tag im Betonkasten gefangen zu sein. Und sie haben Lehrer, die heute ganz anders reden als früher und ihnen die Ungewissheit über die eigene Zukunft nicht nehmen können.

Die Hilflosigkeit vieler 14- bis 17Jähriger schlägt um in Gewalt gegen jene, die noch unter ihnen stehen. Meist sind es Vietnamesen, die nun geschmuggelte Zigaretten verkaufen. „Fahrt ihr mal rüber in den Westteil der Stadt, habt ihr Freunde dort?“, frage ich. Die Antworten kommen trotzig: „Die wollen uns nicht – und wir sie auch nicht. Die sind viel zu überheblich. Eben Wessis.“ Ihr Zuhause, ihre Geborgenheit miteinander finden sie hier. Zwischen den kalten Betonklötzen, im fahlen Licht der Neonlampen.

Gibt es eine Zukunft für Marzahn? Mit dieser Frage gehe ich nun zum neuen Bürgermeister des Bezirkes. Auch der wohnt mit seiner Familie hier in einem Elfgeschoss. Er hat ein Erbe übernommen, für das er nicht verantwortlich ist. Fühlt er sich als Verwalter eines Slums? „Der negative Ruf“, so sagt Andreas Röhl scharf, „kommt nur durch die Medien. Marzahn ist nicht schlechter als Köpenick oder Prenzlauer Berg.“ Und er spricht über seine Vision von Marzahn. Abriss der

hässlichen Dienstleistungswürfel und der Klubgaststätten. Anstelle des alten Krempels phantasievolle Gebilde aus Glas und Stahl mit Kneipen und Cafés, Geschäften und Freizeiträumen.

Seine Phantasie durchbricht die grauen Fassaden, lockert die Fronten auf, sieht Grün und Licht, machte den platten Marzahner Grund hügelig.

„Und das Geld?“, frage ich skeptisch. „Von privaten Investoren“, sagt er so überzeugt, als käme er gerade aus dem Aufsichtsrat von Daimler-Benz. Er setzt auf das Zugpferd Hauptstadt und auf Gewerbeflächen, die er nahezu unbegrenzt zu bieten hat – wie die dazugehörigen Arbeitskräfte auch. Aber Marzahn wird nicht Regierungssitz und die Erich-Glückauf-Straße ist nicht der Potsdamer Platz. „In fünf Jahren“, sagt er und sieht mich mit seinen blauen Augen an, „will keiner mehr hier weg. Höchstens die, die sich eine Villa mit Dienstboten leisten können. Auch Sie werden dann bleiben. Haben Sie Geduld ...“

Ich erzähle ihm von meiner Begegnung mit der 14Jährigen. „Da wird viel hoch gespielt“, ist seine Antwort. „Ich bin hier oft unterwegs: in Jugendklubs genauso wie in Altenheimen oder Kaufhallen. Kriminalität ist bei uns nicht schlimmer als anderswo. Die allermeisten Bewohner fühlen sich wohl. – Und ist nicht die Hoffnung jetzt ungeheuer wichtig, dass sich hier etwas ändert?“

### **Das Hochhaus leuchtet**

Fast hat er mich überzeugt; ich merke, er glaubt, was er sagt, und tut, was er kann. Er ist ein Marzahner.

Und am nächsten Morgen muss ich in die Stadt. Wie immer in Eile, die Tasche unter dem Arm, will ich die Tür vom Trabi aufschließen. Da entdecke ich das Loch. Hinein getreten mit Schuhen, die vorne Stahlkappen haben. Ein Streifenpolizist, den ich aufgeregt heran winke, zuckt nur mit den Schultern. Er nimmt seinen Block: „Ich schreib's auf, junge Frau, aber so etwas haben wir jeden Tag.“ Ich fluche und denke: Nichts wie weg. In Marzahn kann man eben nicht bleiben!

Und am Abend? Voll bepackt schleppe ich mich nach Hause – den Gedanken an die kaputte Autotür weit weg geschoben. Am Fahrstuhl treffe ich meinen Nachbarn, einen arbeitslosen Elektriker. „Sag mal, wat is mit deinem Auto passiert?“ Ich winke ab und sage: „Scheiße!“

„Soll icks mir morjen mal ankucken?“, fragt er. Und ich lade ihn erleichtert auf ein Bier ein. Mit den Kindern sitze ich dann am Fenster zum Abendbrot. Es wird dunkel, das Hochhaus gegenüber fängt an zu leuchten wie ein Adventskalender. So ist das jeden Abend. Der Blick auf die Kreuzung, auf der sich immer etwas bewegt, die Kirchturmspitze. Und ein Sternenhimmel. Einen solchen hat es drinnen in der Stadt nicht. Ich habe mich daran gewöhnt und sage mir zum hunderttausendsten Mal: So schlimm ist es hier doch gar nicht ...

FAZ 7.12.1991